

Anton Christian Glatz

# Wenn der Himmelvater schimpft

(© Anton Christian Glatz, Graz 2008)

Ich stehe am Fenster und sehe zu den abendlichen Gewitterwolken hinaus. Diese türmen sich über der Häuserzeile auf der gegenüberliegenden Straßenseite. Das ist nichts Besonderes um diese Jahreszeit. In mir ist es still. Ich habe das Licht abgeschaltet und beobachte im Halbdunkel den Vorhang, der sich im Wind bewegt. Die Balkontüre ist einen Spalt breit geöffnet und lässt frische Luft herein. Das tut gut in der Schwüle eines Juliabends.

Ha, der erste Blitz zerreißt das Dunkel der Großstadt! Noch fern, dauert es zehn oder fünfzehn Sekunden, bis der Donner ankommt. Er braucht sich nicht beeilen, ich habe Zeit. Jetzt drängt nichts mehr. Dann erreicht er mich mit Krachen und Tosen, rollt über mich hinweg. Soll sein.

Noch immer sehe ich zum Fenster hinaus. Wer noch auf der Straße ist beeilt sich, wegzukommen. Schon fallen die ersten Tropfen. In voller Schwere platschen sie unüberhörbar auf den von der Sonne tagsüber erhitzten Asphalt. Bald wird es in Strömen regnen. Es wird mir egal sein.

Ich gehe auf und ab in meinem, nein, in unserem Schlafzimmer. Ich stehe vor dem mannshohen Spiegel, den wir uns damals zu unserer Hochzeit selbst spendiert haben. Heute sehe ich in den Spiegel und suche mein Gesicht, aber auf eine unbestimmte Art scheint es weg zu sein. Im Hintergrund liegt meine Frau auf dem Bett, inmitten des Halbdunkels, die Hände auf die Brust gelegt, als bete sie. Ein Blitz überflutet für einen Moment das Zimmer mit Licht. Sie liegt so ruhig, so friedlich. So kenne ich sie gar nicht.

Dieses Mal kommt der Donner früher. Er reißt mich in die Gegenwart zurück, bevor ich in Erinnerungen abschweife. Von der Straße herauf höre ich diffuse Geräusche. Dazwischen wirft jemand eine Autotüre zu, ein Hund bellt. Hastig werden Türen und Fenster geschlossen. Ein Mann ruft etwas in einer fremden Sprache, dann meldet sich eine Frau.

Nun regnet es in Strömen. Minutenlang beobachte ich durch das Fenster geradezu apokalyptische Wassermassen, die sich aus dem Himmel ergießen. Inzwischen ist die Straße offenbar verlassen, jedenfalls höre und sehe ich niemanden mehr.

Das Geräusch des Regens entfhrt mich zurück in die Gewitter meiner Kindheit. Im Alpenvorland, wo sich die Wolken vor den Bergen stauen, erlebte ich Unwetter, die ich für den Rest meines Lebens nicht mehr vergessen werde. Fast immer ging irgendwo ein Gehöft in Rauch und Asche nieder. Wie oft weckten die alten Bäuerinnen uns Kinder mitten in der Nacht! Wer immer auf dem Gehöft anwesend war, versammelte sich, bleich im Gesicht, um eine brennende Kerze. Keiner wagte das Licht anzuschalten. Die pure Angst ließ uns beten.

In der Ferne hrten wir die Sirene der Feuerwehr und dankten Gott, dass sie nicht wegen uns unterwegs war. Stundenlang ging das eintönige Gemurmel, bis sich die Bedrohung entfernte. Da hat es geheißen: Der Himmelvater schimpft. Und so ein Gewitter ist das heute. Und wieder schimpft der Himmelvater, gewaltig sogar. Warum denn nur? Ich habe ihr doch letzten Endes nur geholfen ... Ist nicht jetzt alles in Ordnung, nach langen Jahren?

Zwischen Blitz und Donner gehe ich auf und ab, in unserem Zimmer, unserem Leben, unserer Geschichte. Vorbei am Kasten, vorbei am Schminktisch meiner Frau. Vorbei, vorbei ... ja, es ist vorbei, für

immer. Und das ist ein beruhigender Gedanke.

Es ist schön, meine Frau so still zu erleben. Allerdings – sie kann nicht immer da liegen bleiben. Ich werde früher oder später etwas unternehmen müssen. Aber nicht jetzt. Im Augenblick lasse ich mal den Himmelvater schimpfen. Er tut es mit Macht und Getöse, mit Sturm und Wolkenbruch. Oder habe ich ihn missverstanden und er weint in Wirklichkeit?

Und wieder stehe ich vor dem Spiegel und suche mein Gesicht. Da steigt mir ein vertrauter Geruch in die Nase. Was ist das? Tatsächlich, der Duft meiner Frau ... Ein Blitz im Spiegel durchzuckt die Oberfläche eines fremden Planeten, über dem gerade die Sonne untergeht.

Es scheint mir, als greife die Landschaft auf den Schwingen des Donners hinaus in die Ewigkeit. Irgendwo dort am Horizont steht ein leeres Bett, wie ein verlassener Opfertisch! Meine Frau! Verdammte, wo ist sie? Plötzlich taucht sie im Spiegel hinter mir auf, der nächste Blitz zeichnet grausam ihre Silhouette. Sie kommt und sieht mir in die Augen, tief und fest ...

Wie angewurzelt stehe ich da und sehe meine Frau, wie sie die Lippen bewegt. Ich höre sie sprechen. Ich bin wie hypnotisiert und während mich ihre Worte in ihren Bann ziehen verliere ich jedes Gefühl für Raum und Zeit. Und meine Frau spricht noch immer ...

Unfähig, mich zu bewegen, höre ich einfach zu. Sie lächelt jetzt wenigstens. Es ist mir, als würde mich ihre Stimme entführen, weit hinaus in den Kosmos. Als treibe ich wie ein Leichnam durch die Flut ins offene Meer gezogen. Ja, meine Frau hat mir Wichtiges zu sagen, kein Zweifel ...

Irgendwann ist erneut Ebbe und ich finde mich auf dem Boden vor dem Bett wieder. Ich habe keine Ahnung, wie ich da hingekommen bin. Zusammengekauert sitze ich da, die Stirn in meine rechte Hand gestützt. Das Gewitter hat sich inzwischen verzogen. Von der Straße dringen die diffusen, aber vertrauten Geräusche des frühen Morgens herein: Der Lieferwagen für das Lebensmittelgeschäft gegenüber, Männerstimmen, vereinzelte Autos, die Müllabfuhr.

Schräg links sehe ich die Beine meiner Frau auf dem Bett. Es ist unangenehm, sie zu berühren, denn inzwischen ist sie steif geworden. Ich sehe auf meine Handflächen. Nein, es war nicht der Himmelvater, der geweint hat. Ich bin es gewesen.

Mühsam versuche ich mich aufzurichten, aber mir fehlt die Kraft. Als sei ich Zeuge einer fremden Szene bemerke ich, dass ich mein Handy aufklappe und wähle. Nach dem dritten Läuten meldet sich meine Tochter.

Ich höre, wie ich sage: *„Mama ... Ich habe ihr die Tabletten gestern nicht mehr gegeben. Du weißt, was das bedeutet.“*

Eine Weile höre ich nichts. Dann flüstert meine Tochter mit tränenerstickter Stimme: *„Sie hat es selbst so gewollt. Es war eine Erlösung für sie.“*

Das Handy gleitet zu Boden. So höre ich nicht, was meine Tochter sonst noch sagt. Die Gardine vor der Balkontüre bewegt sich sacht im frischen Morgenwind. Wie schön, dass jeder Donner verebbt ist. Kühle Luft weht ins Zimmer, doch sie erfrischt mich nicht.

Was mir meine Frau in dieser Nacht gesagt hat, soll für immer mein Geheimnis bleiben. Das nehme ich mir fest vor. Da überkommt mich das unstillbare Verlangen, meiner Frau zu folgen. Geheimnisse muss man doch hüten, nicht wahr? Tut man das nicht am besten zusammen? Dann kann der Eine auf den Anderen aufpassen.

Noch immer starre ich zu Boden. In Griffweite liegt das Handy. Ich lasse es liegen. Irgendwann geht die Türe auf. Zwei Sanitäter und der Notarzt eilen in den Raum. Ich beachte sie nicht. Der Arzt tritt an meine Frau heran, einer der Sanitäter hebt mir den Kopf, leuchtet mir in die Augen. Mein Lächeln sieht er nicht. Besorgt fühlt er meinen Puls. Ich lasse es geschehen, denn es berührt mich nicht.

*„Die Frau ist tot“*, höre ich den Arzt hinter mir sagen. *„Der Mann auch“*, sagt mein Sanitäter.